

Soziokultur in der Krise?

In der sogenannten »freien« Wirtschaft mag man sich vielleicht die Hände reiben, wenn ein Mitbewerber vor dem Aus steht – in der Soziokultur ist das anders. Die Meldungen von drohender oder bereits stattgefundenen Insolvenz einer Reihe von Soziokulturellen Zentren klingen bedrohlich. Es waren auch keine kleinen Häuser, die fernab in der Provinz um ihr Überleben kämpften, sondern große, überregional bekannte Zentren, wie die Zeche Carl in Essen oder das Waschhaus in Potsdam. Handelt es sich um bedauerliche Einzelfälle oder stecken die Soziokulturellen Zentren in der Krise?

Insidern sind die latenten Probleme der einzelnen Häuser schon länger nicht mehr verborgen geblieben, meist gab es allerdings mehr Gerüchte als Fakten, und wer mischt sich schon gerne in die Angelegenheiten seines Nachbarn?

Die meisten Beteiligten, vor allem die Mitarbeiter selbst, gingen davon aus, dass sich die bestehenden Probleme »irgendwie« doch regeln würden. Niemand konnte sich ein endgültiges »Aus« wirklich vorstellen, und plötzlich war es dann doch da. Angesichts wachsender Schulden, unübersichtlicher Lösungsansätze und interner Kooperationsunfähigkeit sperren dann die Kommunen den Geldhahn, oder das Zentrum war schlichtweg zahlungsunfähig.

In der Außensicht werden vor allem falsche Management-Entscheidungen thematisiert, in der Innensicht wird der Kollaps gerne allein mit der fehlenden Unterstützung durch die öffentliche Hand erklärt. Beide Ansätze greifen, wenn sie ausschließlich betrachtet werden, zu kurz.

Die Lage der über 450 soziokulturellen Zentren des Landes war niemals einfach, nur hat der wilde Mix aus Engagement und immer neuem Einfallsreichtum bislang spektakuläre Pleiten einzelner Häuser verhindert.

Die kürzlich veröffentlichte Umfrage der Bundesvereinigung Soziokultur zeigt recht deutlich, wie es um die Zentren bestellt ist. Gut zwei Drittel sehen sich mit existenziellen Problemen konfrontiert, die öffentliche Förderung ist in den letzten 6 Jahren insgesamt um 14% zurückgegangen und auch die Anzahl der hauptamtlichen Mitarbeiter nimmt ab – dagegen stehen halbwegs stabile Besucherzahlen und in der Regel ein gutes lokales Renommee. In der Praxis bedeutet dies, immer mehr Arbeit und Engagement bei chroni-

scher Unterfinanzierung und gestiegenen Ansprüchen von Gästen, Künstlern, Kulturverwaltung und Politik. Eine brisante Mischung.

Dass unter großem und permanentem Druck Fehler gemacht werden, ist zwar bedauerlich, aber nicht ungewöhnlich. Es waren nämlich nicht spektakuläre Kürzungen, die in Essen, Potsdam, Hannover und Leer das Fass zum Überlaufen gebracht haben. Selbstkritisch meint einer der ehemaligen Geschäftsführer: »...wir haben unsere Probleme zu lange unter einem Deckmäntelchen gehalten, haben gehofft, es selber in den Griff zu bekommen. Das war eindeutig die falsche Strategie.«

Was lässt sich tun, um solche Zusammenbrüche in Zukunft zu vermeiden? Wünschenswert wäre natürlich, wenn es in den Kommunen und Ländern die Bereitschaft und Mittel gäbe, einen Feuerwehrtopf einzurichten, um temporäre Finanz- und Strukturprobleme, wie jüngst bei der Banken- und Finanzkrise mit einem Rettungspaket, zu überbrücken und professionelle Hilfe bereit zu stellen. Realistisch scheint das aber zurzeit nicht zu sein.

Die LAGS Niedersachsen versucht, Problemsituationen in den Zentren frühzeitig zu erkennen. Dafür gibt es z.B. das System der Regionalberater, die den ständigen Kontakt zu den einzelnen Einrichtungen vor Ort halten sollen. Dazu gehört, auch einmal nachzufragen, wenn der Landesverband länger nichts mehr aus einer Einrichtung gehört hat.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie kompliziert es ist, einerseits lautstark und öffentlich Hilfe einzufordern, andererseits aber den guten Ruf bei Gästen, Künstlern, Verwaltung und Politik nicht aufs Spiel zu setzen. Ganz schnell verbreitet sich das Gerücht, »der Laden ist doch tot«, schon bleiben die Gäste weg, die Künstler werden skeptisch, die Lieferanten verlangen Barzahlung und kaum ein Politiker ist bereit, in ein »marode« scheinendes Kulturzentrum zu investieren, erst recht nicht, wenn es schon mal durch Aufmüpfigkeit aufgefallen ist.

Bei Zuschusskürzungen seitens der »bösen« Kommune oder des Landes lässt sich meistens noch die Solidarität der Gäste und Nutzer mobilisieren, aber bei Strukturproblemen, Steuernachzahlungen oder nicht erfüllten Wirtschaftsplänen gibt es eher selten öffentliche Unterstützung.

Vor allem muss früh reagiert werden. Für die meisten unserer Probleme gibt es Lösungen, wenn sie denn rechtzeitig erkannt werden. Dazu muss man zulassen, dass die Symptome recht-

zeitig erkannt werden. Das ist manchmal eine heikle Sache, da gerade in der Soziokultur die Autonomie und selbstverwaltete Strukturen ein wichtiges Merkmal sind. Was tun, wenn Mitarbeiter die Krise vielleicht schon sehen, aber der Vorstand der Meinung ist, noch sei alles im grünen Bereich? Oder umgekehrt. Wer ist berechtigt, »Hilfe« zu rufen?

In NRW will die LAG Soziokultur zukünftig eine Kommission bilden, die bei Bedarf unter dem Gebot der Neutralität und Verschwiegenheit zu Hilfe kommen kann, wenn es aus der Einrichtung heraus die Nachfrage danach gibt. Strittig ist noch, ob auch von außen interveniert werden soll, wenn der Hilferuf nicht kommt oder zu leise ist.

Weiterbildung und Qualifizierung, um Mitarbeiter für dieses Thema zu sensibilisieren, sind kein Luxus, sondern dringende Notwendigkeit. Vor einigen Jahren bot die LAG einen Workshop unter dem Titel »Insolvenz als Chance« an. Nach anfänglicher Skepsis kann ich rückblickend sagen, dass es eine der beeindruckendsten Fortbildungen gewesen war, weil sie die Möglichkeiten eigenen Handels deutlich gemacht hat. Finanzkrisen sind keine Naturereignisse, die plötzlich über ein Haus herfallen.

Auch die eigene Debatte um Qualität, um Ziele und Profil ist in schwierigen Zeiten notwendig, damit der strategische Blick nicht verloren geht. Zu oft noch »verkaufen« wir unsere soziokulturelle Arbeit unter Wert. Die Handlungsempfehlungen der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages sind deutlich, wir müssen dafür sorgen, sie vor Ort durchzusetzen: »Soziokulturelle Zentren als eigenständigen Förderbereich in der Kulturpolitik zu identifizieren, zu institutionalisieren und weiterzuentwickeln.« Das passiert aber nicht von alleine, da müssen wir als Zentren Druck machen, Bündnispartner mobilisieren, um einen gerechten Anteil öffentlicher Förderung zu erkämpfen.

Nicht die Soziokultur als Konzept ist in der Krise, unsere Arbeitsbedingungen werden schlechter, daran sollten wir etwas ändern...

Jochen Molck

Ausführliches Material zur Situation der Soziokulturellen Zentren findet sich in Heft 3/2008 des Infodienstes Soziokultur, der von der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren in Berlin herausgegeben wird. (www.soziokultur.de)